



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 13.

Montag, den 22. März 1915.

Erscheint jeden Montag.

Als Kriegsgefangener auf Korsika.

Von O. W.

Seit Tunt war ich nach Maccio zurückgekehrt. Ich hatte die Insel schon im letzten Jahr besucht und war über das Klima und die unbeschreibliche Schönheit der Landschaft so entzückt, daß ich auch den Sommer 1914 dort zubringen wollte, besonders da im Gebirge nichts von der Hitze zu spüren ist. Die Korren sind zu Friedenszeiten recht gastfrei, und alles, was Fremder heißt, wird mit doppelter Höflichkeit aufgenommen. Ich hätte nie geglaubt, daß der Krieg ein Volk derartig umwandeln könne. Nun, jedenfalls es war so, und alles, was „deutsch“ war, hatte in der schnellsten Weise darunter zu leiden.

Ich befand mich am Tage der Mobilisation im Gebirge. Doch da ich als Frau ja nicht in den Krieg zu ziehen brauche, so machte ich mir um meine eigene Person wenig Sorge. Abends war großer Umzug im Dorfe. Alles, was unter die Fahne mußte, war beteiligt. Man sang die Marseillaise, feuerte die Kanonen ab, die die Korren ja stets bei sich tragen, schwenkte die Fahnen und beendete schließlich vor dem Bürgermeistereihaus den Umzug, so nach eine begeisterte Kriegsrede gehalten wurde und viel von revanche „notre“ Alsace und die victoire die Rede war. Am nächsten Tage, es war Sonntag, fand dann die Beförderung der Einberufenen statt. Das ganze Dorf war natürlich bei Abgang jedes Jünges vertreten, und ich ging auch hin. Ich mußte jedoch sehr bald bemerken, daß sich meine Bekannten aufständig von mir zurückzogen. Sonst hatten sie mich zu Spaziergängen aufgefordert, jetzt kannten sie mich nicht mehr und ließen im Vorbeigehen das Wort „alla prussienne“ und ähnliche spitze Reden fallen. Ich hatte nicht viel Zeit, nachzudenken, als schon ein Schuhmann nahte und mich aufforderte, sofort im Hotel eine Erklärung abzugeben; außerdem habe ich sofort den Bahnhof zu verlassen, um nicht den Verdacht von Spionage zu erwecken. Im Hotel langten denn sofort vier Schuhleute nebst dem Bürgermeister an, das Dorf verlampte sich ebenfalls, und ich mußte Erklärung über Erklärung abgeben, bekam endlich einen Aufenthaltsschein, aber zu gleicher Zeit den guten Ratsschlag, das Hotel nicht mehr zu verlassen, da die männliche Jugend mit nach dem Leben trachte. Und sei man einmal tot, bemerzte der Bürgermeister sehr treffend, dann wäre ihm Bürgermeister und Schuhleuten, die mich auszubuchen kamen; aber wollte ich einen Rat haben, wie ich mich als Ausländerin zu benehmen habe, ob ich in ein neutrales Land auskunft geben. So entließ ich mich dem am 5. August, nach Maccio zurückzuführen; vielleicht würde mich dort wenigstens die „Mitternachts“ Gelände (er ist Korrel) Beschuldigen können. Das Experiment, den Zug zu erreichen, war außerordentlich schwierig. Hätte mich nicht der Hotelbesitzer wahrhaft väterlich beschützt, ich weiß nicht, was ich dort aus mir gemorden wäre. Nebenfalls durfte der Zug nach einer Minute Aufenthalt schon weiter fahren; die Leute dachten eben: „Sehr schön, wenn man sie umbringt, nur nicht gerade hier.“ — dann haben wir die Verantwortung.“ Je näher ich Maccio kam, um so mehr wuchs meine Angst. Richtig, ich sollte mich nicht getäuscht haben: hier war die Menge noch aufgeregter. Zuerst kannten mich ein paar Jungen, dann zehn; so wuchs die Menge. Erwachsene, besonders Frauen, gellerten sich dazu, und man schrie: „Vive la France, à bas l'Allemagne!“ Ich ließ nun so schnell wie möglich, um mein nahegelegenes Haus zu erreichen, der Menschenhaufen hinter mir her. Hier war wirklich einmal die Polizei schnell zur Stelle; sie besetzte mein Haus 15 Mann stark und hielt die Menge, die nach und nach auf Tausende angewachsen war, davon ab, das Haus zu stürmen. Bis morgens 1 Uhr habe ich dann schreckliche Stunden verbracht. Ich hörte die Menge vor dem Hause die Marseillaise singen, „Lad den Deutschen“ rufen und mußte jede Minute gefast sein, daß die Polizei und das Militär das Volk nicht mehr zurückhalten konnten.

Mitternacht war schon vorüber, da kamen vier Männer mit blau-weiß-roter Schärpe am Arm, an der Spitze ein Spezialkommissar, und forderten mich auf, mich als Jungen anzuschließen und ihnen zu folgen. Unter dieser Verkleidung wurde ich von meinem Hause ins Hospital geschafft und von meinem Gelde für fast hundert Tage eingemietet. So lange dauere übrigens der Krieg gar nicht; diesmal ging es schnell, denn alles sei mit den Franzosen, Engländern, Japanern,

Zivilisation.

Von Ludwig Kadta.

(Nachdruck verboten.)

Was hilft es, daß wir jahrhundertlang der Menschheit gemeinsamen Dost gemehrt? Was hilft es, daß wir im Schöpferdrange die Kunst und das Wissen wie Götter verehrt? Was hilft es, daß wir die Geber waren für jene, die jetzt uns feindlich bedröhen? Sie nennen uns Hunnen und Barbaren, die Führer der Zivilisation.

Wir lehrten sie Kräfte des Ales erfinden, des Densens Bahn und der Sterne Zug; wir haben für sie das Pulver erfunden, den Bugdruck, Fernspruch und Menschenflug. Wir schloßen aus diesen Märchenbäumen des bewußten Liebes besatzungen Zorn, drum schloßen uns jetzt Barbaren und Hunnen die Führer der Zivilisation.

Wir sprachen in ihrer Zunge mit ihnen, weil ihrem Ohr die unfrige fremd; wir trachteten, ihrem Gell zu dienen, wenn untern den Zutritt sie gememnt; wir ludigten jedem Götterbild, dem sie erbaut einen Eintagsfliegen, und dennoch erklären uns nun für Wilde die Führer der Zivilisation.

Was taten wir ihnen? Wir haben die Rolle des Weitererers hols vermahnt; wir wollen nur dem sein auf unser Gell, wir wollten nur ernten, was wir sähen, nur uneres Heiles Werkzeuge schärfen, es hant verzeren vom Vater zum Sohn. Welch Unrecht haben uns vorzuwerfen die Führer der Zivilisation?

Ja, wir, das Volk der Dichter und Denker, ohnmächtig auf unrem eigenen Grund, und sie das Volk der Rüstler und Denker, allmächtig rings auf dem Erdenrund; wir tröschtem Gult entgegen hinoben und emig wühend in ihrer Iron — dann waren völlig mit uns zufrieden die Führer der Zivilisation.

Doch daß wir nicht die Schwächlinge spielen, das wir bemehrt sind zu unrem Schut, das, als sie tüchtig uns überließen, wir ihnen die Zähne gezeigt im Trub und kämpfen wollen um unser Leben, bis unter letzter Atem entflohen, das können uns nie und nimmer vergebem die Führer der Zivilisation.

Drum steht es mit ihrer Gestaltung über, drum finden sie jeder Schmach erlaubt, drum gießen sie eifrig Urkraftblei auf Deutschlands unermakteses Haupt, drum heben, vor Narinrom her gemorden, dem weißen Europa zu Schimpf und Hohn, auf uns Mongolen, und Kegerherden die Führer der Zivilisation.

Wir aber, wir heben der Menschheit Banner, das über verträglichem Hand eniant; wir senden als hinterer Büchsenpanner mit blutigen Köpfen sie beim zum Dant, und bis zu Kindern und Kindeskindern soll durch vor jedem verdientes Lohn an fernemmer Rückblick verwindern die Führer der Zivilisation.

Italienern, Spaniern, Russen usw. So wurde denn auch richtig schon am 4. August der „Sieg von Straßburg“ gefeiert. Ein Fingerg habe die Stadt durch Dynamit mit Mann und Maus vernichtet, und alles schwebte schon in Siegesfreude. Man trug die Italiener, da man sie als gleichgültige Brüder rechnete, im Triumph durch die Stadt, und schon darauf kam wieder ein großes Felt: „Sieg von Mählenen“.

Ich sah mittlerweile in einer eisenvergitterten Dachkammer, halb krank vor Hunger und Müdigkeit. Ich durfte das „Zimmer“ nie verlassen, besonders da das Personal schon aufmerksamer gemorden war und kein Hehl über seine Absichten machte. Die Schwestern trösteten mich nun, so gut es ging: „Nicht mehr lange und Sie sind Französin, spätestens September, und Sie können sich wieder frei auf dem Plage de Diamant bewegen.“ Frei wurde ich ja nun gerade nicht im September, nur noch ein bißchen untreier! Eines Abends holte mich der Spezialkommissar ab, um mich in ein feres, aber „angenehmeres“ Haus zu bringen; es war das Gefängnis! Ich mußte mich wie eine Verbrecherin anfechten, selbst Strümpfe wurden unterjucht. Ich wurde zu einer Lebensgenossin geführt, die man am Sonntag um 6 Uhr morgens aus dem Bett geholt und „für fünf Minuten“ zur Präsektion gebracht hatte. Als sie sich umlag, war sie schon im Gefängnis. Ihr Mann mußte nach rechts, sie nach links, und nur auf großes Bitten gewährte man beiden, sich alle acht Tage mal fünf Minuten sehen zu dürfen. Mit nächstem Morgen, am frühen Morgen, wurde die Frau schon aufgefördert, Gefangenensache zu waschen!

Wir haben die drei Monate, die wir im Gefängnis gewesen hatten, ein Leben voller Entbehrungen geführt. Drei Paßstücken täglich, für 46 Personen ein Bißfel Fett daran, ein Biß selbst zubereitetes Schwarzbrot und Wasser, dazu Strohhäute mit viel Ungezieser. Ich habe oft vorgelesen, auf dem feineren Fußboden zu schlafen. Nicht einmal einen Stuhl hatten wir und bekamen auch keinen, obwohl wir einige Male, sogar schriftlich, beim Präsektion eingekommen waren. Wie mußten nach wie vor auf Steinfluren liegen. Tagsüber mußten Gefangenensache und neue Beinleder für die Verwundeten genäht werden. Weigerten wir uns, so wurde mit der Zelle gedroht. Außer uns waren noch zwei weitere deutsche Frauen dazugekommen, auch saßen siebzehn Männer dort. Sie durften nur täglich zwei Stunden in den Hof; in der übrigen Zeit waren sie auf einen kleinen Raum beschränkt, den sie nicht verlassen durften. Darunter waren Männer, mit Korinnen verheiratet, hatten Jungen, die mal mit Frankreich kämpfen mußten, Gärtner, die erst die Kultur (das Wort „Kultur“ wird in den französischen Zeitungen nur noch mit schrägen Lettern gedruckt) nach Korsika brachten, Fabrikarbeiter und Maschinenisten, die Fabriken einrichteten. Die meisten kamen nach den schrecklichsten Verletzungen ins Gefängnis. Drei Arbeiter hatten sich in den Kamin retten müssen und wurden dann als französische Soldaten verkleidet in Sicherheit gebracht. Für die Männer gab es dieselbe Kost wie für uns. Als ich einer weigerte, die Suppen zu essen, lag er sechs Tage in den „Kargen“, einen dunkeln, larmförmigen Raum.

Als wir endlich im November das Gefängnis verlassen durften, steckten uns die Männer zur Weiterförderung noch heimlich einen Zettel zu: „Leiden unter Hunger und Kälte.“ Unsere Beförderung nach Marseille stand der anderen wirrigen Behandlung in keiner Weise nach. Wir mußten in einem ganz tiefgelegenen Schiffraum reisen, der sonst zum Transport von Verbrechern dient. Es gab keine Sitzgelegenheit; dafür stand das Wasser im Raum, und wer von uns noch Geld hatte, mußte viele „Verknüpfungsgelände“ noch mit 11 Franken bezahlen. In Marseille kamen wir noch einer Monat aufs Fort. Da wir schon nicht mehr vermehrt waren, so haben wir uns über die dort herrschenden Zustände nicht mehr sonderlich gewundert. Lebensfalls ist uns der Auftrag geworden: Erzählt, wie unfere Leute in Frankreich gehalten werden. Man soll versuchen, eine etwas humanere Behandlung für uns zu erzielen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“ Dabei wird der Deutsche als Barbar hingestellt! Und wie geht's den nicht mitverantwortlichen Franzosen in Deutschland? Er bemegt sich frei umher! Wir aber letzten mit den übrigen Gefangenen, ob Rüstpantierinnen, Diebstahnen, Mädchen von der Straße, ob krank oder gesund, zusammen.

Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament.

Von Professor Dr. Hermann Gunkel, (Siehen *).

Das Wort „Kriegsfrömmigkeit“ wird dem modernen Leser vielleicht befremden. Haben Krieg und Frömmigkeit, so wird er fragen, überhaupt etwas miteinander zu tun? Und wirklich wird im Neuen Testamente, allein von der Offenbarung Johannis abgesehen, beides kaum in Verbindung zueinander gestellt. Daher ist es begreiflich, daß

unsere Prediger in diesen Monaten, wo unser Volk in den furchtbarsten der Kriege gerissen ist, von neutestamentlichen Texten absehen und sich lieber zum Alten Testamente wenden. Denn dieses halt allerdings fast auf jedem seiner Blätter von Kriegsgeschicht wieder; und hier haben wirklich Krieg und Religion den engsten Band geschlossen. So ehezt sich für den Forscher gerade in unserer Zeit die Aufgabe, die alttestamentliche Kriegsfrömmigkeit darzustellen. Eine solche Schilderung aber kann in diesen Tage zugleich einen Wert für das Leben gewinnen: sie kann die Gegenwärtigen warnen, nicht solche Gedanken des Alten Testaments zu wiederholen, die einst in der Eigenart der antiken Religion

begründet, in ihrer weiteren Geschichte dahinsinken sind, aber von solchen zu lernen, denen ewige Dauer innewohnt. Krieg und Religion haben in Israel eine so enge Beziehung, weil die alttestamentliche Religion dieses Volkes eine religiös nationale gewesen ist. Auf solcher religiös nationaler Stufe gehört es zu den wichtigsten Obliegenheiten des Gottes, daß er sein Volk und dessen nationalen Staat schützt, es mit altem Göttern besetzt, die ihm zu seinem Teile nötig sind, in allen Nöten und Gefahren sich gegen ihn und ihm auch im Kriege als erster der Kämpfer voranzieht. So ist sich Israels Heerband zum Feldzug sammelte, wenn das Banner auf den Bergen erscheint, wenn das Lärmhorn

*) Wir entnehmen dem Aufsatz dem jüdischen erschienenen Märzheft der Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik (Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin), das in einer Reihe interessanter Aufsätze Kriegsdingen im Lichte der Wissenschaft zeigt.

erdrückt und der Kriegstrost im Lande laut wird, dann macht er die alte Schlachtengott auf. Wir hören im Richter-
buche, daß Israel während dieser Periode in Friedenszeiten
genügt war, sich unter dem Einflusse der unterworfenen Be-
völkerung dem Aale zu ergeben, daß es sich aber, so oft es sich
zum Kriege erhob, zu Jahve zurückwandte. Die kriegerische
Theologie hat diese Vorstellung bisher für ungeschichtlich
halten wollen; sie sind anderer Meinung; und jetzt, da wir
sich den ersten Tagen dieses Weltkrieges den großen Um-
schwung im Geiste unseres eigenen Volkes mit Freude
erlebt haben und noch immer weiter gemahren, glauben wir,
eine solche Betrachtung erst recht zu verstehen: im Frieden
möchte Israel dem fremden Gott und seinen Friedenswerten
anheimfallen, in der Bedrängnis erinnert es sich des alten
kriegerischen Jahve.

Jahves Hülfe aber erlebt man, wenn man etwa in den
Tagen vor der Schlacht den Sturm in den Wipfeln der
Bäume rauschen hört; in solchen Räuschen glaubt man, ein
geisterhaftes „Einherschreiten“ zu vernehmen, und ist über-
zeugt, jetzt geht der Gott selber in den Lützen seinem Volke
zu Hilfe. Der Gebetsruf muß ein gewaltiges Unwetter
vorausgehen sein, in dem Israel seines Gottes Herrlich-
keit mit Jauchzen erkannte:

Jahve, als du aus Seir zogst,
Sprichst aus Geboms Gefilde,
Da bebte die Erde, die Himmel troffen,
Die Wälder troffen Wasser,
Berge wandten vor Jahve,
Vor Jahve, Israels Gott!

Dann aber, so oft man überhaupt, stürzt sich Jahve mit
all seinen Wundern auf das feindliche Heer: das Meer
erhebt sich wieder, so daß sie ertrinken müssen; gewaltige
Hagelsteine läßt der Gott vom Himmel fallen; oder er geht
des Nachts im Lager um und tötet alles mit seiner Welt-
ober er sendet plötzliches Entsetzen, einen „Gotteskreben“,
daß sich die Feinde zur Flucht wenden. Er läßt sie ein Ge-
löde von Rossen und Wagen hören, oder er gibt ihrem
Führer eine geheime Kunde ein, die ihn in die Heimat
zurücktreibt. In besonders alten Erzählungen und Liedern
klingt dabei der Gedanke durch, daß Israel zwar seinen
Gegnern an Macht der Kultur unterlegen sein mag, daß es
aber einen Gott besitzt, der über die Natur gebietet und
dadurch alle feindliche Mächte zerschanden macht. So singt
das Miriam-Lied:

Singet Jahve, denn hoch erhoht er sich:
Hoch und Reiter hoch er ins Meer.

In Israels Glaube hat sogar die himmlischen Gestirne
bezwungen. Als in der Aufhebungsnacht von Gibeon
die Kananäer den Israeliten in der Falle lagen, da erscholl
die Stimme im Volke? jetzt nur ein langer Schrei, länger als
je Loge gemein sind, und sie müssen uns erliegen! Da sang
Israels Führer das Zauberlied:

„Du Sonne, steh still zu Gibeon,
Du Mond, im Tale Aijalon!“

Und jubelt jägt der Dichter hinzu:

Da stand die Sonne, der Mond blieb stehen,
Bis das Volk seine Rache hatte an den
Feinden.

Es ist die älteste Kriegszeligion Israels, die wir so ge-
schichtlich haben. Doch dies müssen wir, um keine einseitige Vor-
stellung hervorzuführen, noch hinzufügen, daß solche kriegeri-
schen Stimmungen nur die eine Seite der Religion des alten
Israel ausmachen, und zugleich, daß die Weisheit und
Fruchtbarkeit der Kriegszeligion Israels
schon damals in der älteren Zeit teilweise gemüht hat, wenn
sie auch freilich bei Gelegenheiten immer wieder hervor-
gebrochen ist.

Die alte Kriegszeligion Israels ist dem Untergang be-
stimmt, als sich seit Mitte des achten Jahrhunderts, die politi-
schen Verhältnisse des Volkes entscheidend veränderten. Es
entstand eine neue höhere Kriegszeligion. Jahve ist nicht
mehr nur der Schlachtenlenker Israels: Er ist der Krieg-
s-gott der Welt, — auch gegen Israel! In jedem
Kriegsbrand offenbart sich Gott. Einmal hatte es geheißen:

„Geheißt hat Israel Jahve,
Seine Erstlingsgerichte;
Alle, die davon aßen, mühten es büßen,
Unheil kam über sie!“

„Das Volk steht auf wie eine Löwin
Und erhebt sich wie ein Löwe;
Nicht legt sich nieder, bis es Raub verzehrt
Und Blut der Götter getrunken!“

„Jahve sein Gott, ist mit ihm,
Und Königsjungen wird unter ihm laut!“

Jetzt aber heißt es, daß Jahve Aflur entzündet hat —
gegen Israel!

„Gegen eine ruchlose Nation entzündet ich ihn,
Gegen das Volk meines Grimms entzündet ich ihn,
Um Bente zu heuten und Raub zu rauben,
Und es zu zertreten wie Gassenfott!“

Und die Propheten haben nicht gewandert, die letzte
Folgerung daraus zu ziehen und hinzuzufügen: jetzt ist
Israels letzte Stunde gekommen! Sie haben Israel im
soraus das Heiligkeit gelungen. So haben denn die
Propheten auch der Weltmacht den Sturz verurteilt. Noch
einmal muß sich Jahve als Kriegsgott erweisen, nunmehr
aber nicht gegen Israel, sondern wie einst in alter Zeit
gegen Israels Feind!

„Wie ich's erdacht, so soll's geschehen,
Wie ich's beschlossen, so kommt's zustande:
Aflur zu zerschellen in meinem Lande,
Auf meinen Bergen will ich ihn zertreten.
Dann weißt du von ihnen mein Jod,
Und seine Last von ihrer Schulter.
Das ist der Ratsschluß, der über die Erde be-
schlossen,
Das ist der Arm, der über die Wälder ausgereckt.
Denn Jahve hat's beschlossen, wer kann es
verleihen?“

Sein Arm ist ausgereckt, wer schlägt ihn
zurück?“

Und zu dieser neuen Kriegszeligion gehört als Krönung
und Abschluß auch der Gedanke des ewigen Friedens. Friede
zuletzt in Israel, wenn der neue König aus dem alten
Hause, das frühe Reis aus Jafis Wurzelstump, in Jahves
Weisheit regiert, die Geringen mit Gerechtigkeit richtet
und den Freveler schlägt mit dem Stabe seines Mundes;
denn — so ist die Ueberzeugung des Propheten — die Grund-
lage des inneren Friedens ist die soziale Gerechtigkeit.
Friede zugleich für die ganze Welt, wenn die Völker der

Welt sich einträchtig sammeln um den wahren Gott und
seinem Schiedspruch gehorchen.

„Dann schmieden sie ihre Schwerter zu Pflug-
scharen um,
Ihre Spieß zu Winzerlangen.
Kein Volk erhebt gegen das andere das
Schwert,
Und sie lernen nicht mehr den Krieg!“

Die Wochenschrift der deutschen Gefangenen auf der Insel Man.

Aus dem „Camp Echo“.

Die gute Laune, die die deutschen Soldaten aus-
zeichnet, ist auch den Kriegsgefangenen treu geblieben. Ein
Beweis hierfür erbringt das „Camp Echo“, das als Halb-
monatsschrift für das „Douglas Prisoner of War Camp“
erscheint und von H. Brüning in dem — sonst wahrlich nicht
leuchtig zu nennenden — Gefangenenlager auf der Insel Man
herausgegeben wird. Die mit Federzeichnungen hübsch illu-
strierte Zeitschrift schildert nicht ohne Humor die Mängel der
Verpflegung. Das höchste Elend, der lumpige Boden, die
zerfallenen Zelte und manches andere bilden die Gegenstand
von Gedichten im Eric Bulphs und von Scherzgedichten.

So heißt es in einem Liede, nach der Melodie: „Als
die Römer stach geworden“ zu singenden Liebe, das die
Hauptnahrung der Gefangenen, die mit pappigem Stroh
gemengte Hafergrütze (Porridge) und den Kartoffelbrei schil-
dert:

W und zu in unrem Leben
Was es Würde aus gegeben.
Wie man die zusammenfügt,
Was noch niemand rausgerüht,
Was 4 mal steht ein Kater!

Knackbrot gibt's einmal die Woche,
Doch das Zeug ist hart wie Knochen;
Wie sorg sich das Vieh genudt,
Das wird uns auch nicht erzählt —
Arme Droschengekule!

Ueber daselbe Ungehackt tröftet sich ein anderer mit
folgenden Versen:

Heul on morr met überhewentlich,
Doch z denn die Mittagsbrei;
Tafelstraide senn vergänglich,
Frostschluß ist hal vbei.
Doppel flag so dander Frühstück,
Was an dir o'herlich ist!

Diese Art der Resignation ist auch das einzig richtige,
weil eine Wendung zum Besseren in der Verpflegung nicht
zu erwarten ist. Welchen Erfolg zum Beispiel Beschwerden
haben, das ergibt sich aus einem Zwiegespräch zwi-
schen Franz und Morris. Morris ist nuzmehr ein
einer Babelssee befehdet, da Schuße und Strümpfe im
Schlamm stecken blieben, der Anzug schlumpf ist und das
Fem, mit dem er den nassen Strohhalm abtrodnen wollte,
samt diesem in einer Verletzung verhängend. Es heißt in
dem Zwiegespräch:

Franz: Warum melden Sie sich nicht bei Ihrem Kor-
poral?

Morris: Das kann ich nicht, weil unser Korporal entpakt
wurde, als er eine „Times“ vom 18. Februar 1871 gelesen
hatte und deshalb zu Pfälzigen „Heilighaus“ verurteilt
worden ist. Nach drei Tagen ist er an Uebererührung ge-
storben.

Franz: Ja, Mensch, gehen Sie doch zu Ihrem Kapitän.

Morris: Gehen Sie, das geht auch nicht.

Franz: Ist denn der auch etwa gefordert?

Morris: Nein, das nicht, aber er ist immer gerade
spazieren gegangen, wenn man etwas von ihm will.

Ein Streiflicht auf die ärztliche Behandlung der Er-
krankten werfen die „Konkulation“ beteiligten Reime, in
denen es heißt:

Unser Doktor sucht mit Willen
Der Kranken schlüme Her zu fällen.
Weißte, schwarze, wie er's sagt,
Frägt erst gar nicht, was du hast.

Bezeichnend ist auch folgender Text zu einer Illustration,
die die Kriegsgefangenen in zerrissener Kleidung zeigt: „Es
ist doch wirklich eine gute Idee, diese Lagerzeitung. Da
kann man sich doch jetzt wenigstens Sohlen und Schuhe damit
stopfen.“

Kriegs-Allerlei.

Die Tragik des Schlachtfeldes.

In dem nachstehenden, der „Süddeutschen
Zeitung“ entnommenen Feldpostbriefe schildert
der Briefschreiber den sonderbar tragischen
Tod seines Freundes auf dem Schlachtfelde.
Der Freund fiel, von einer Kugel des Feindes
getroffen, gerade als er sich über einen Ver-
wundeten zur Hilfeleistung beugte, in dem er
zu seiner Ueberzeugung seinen Bruder er-
kannte.

B. . . , 10/12. Januar.

Lieber Eltern und Geschwister!

Es ist leider wahr, daß mein guter Freund Karl S. den
Heldentod fürs Vaterland erlitten hat. Die Umstände, die
daran schuld waren, sind sehr bedauerlich; er hat sich benommen
wie ein Held; ich werde ihm ein schönes Grab machen. In
der Nacht vom 24./25. Dezember sollte ein Gefährt, das vor
unserem Dorf liegt, getrieben und gesprengt werden. In dem
Sturm beteiligten sich einige Gruppen Pioniere und die
Kor-pagnie, bei der Karl war. Der Sturm wurde aus-
geführt und die Franzosen gemorren. Wir mußten jedoch
durch das heftige Artilleriefeuer wieder zurück.
Einer von den Letzteren, die zurückgingen, war Karl. Auf
dem Wege zurück kam er an einem vorbei, der da lag und
an beiden Seiten verlacht war. Er nimmt sich seiner an und
trägt ihn zurück in Deckung, legt ihn an die Brustwehr und
unterstützt ihn. In dem Augenblicke zeigt sich der Mond. Er

schaut dem Verwundeten ins Gesicht und erkennt seinen
Bruder. Lachend höherrt, richtet er sich auf und bekommt
einen Schuß durch den Kopf. Seine Kameraden tragen
ihn weg und schießt kurz darauf in deren Arm. Sein Bruder
liegt jetzt im Lazarett und es geht ihm, wie ich gehört habe,
ganz gut.

Wäge unser Herrgott mit meinen Nachbarn versehen,
ich werde es ihnen heimzahlen. Morgen nacht werde ich
ihm sein Grab schön herrichten, er soll eine schöne Ruhestätte
haben. Telle dies bitte seinem Vater mit! Es wird ihm
vielleicht ein Trost sein. Gestern früh jagten unsere Pioniere
den betreffenden Hof in die Luft, die Franzosen flohen hoch
im Bogen hinaus. Sie hatten schwere Verluste und boten
u. Wasserstillstand. Sonst geht es gut.

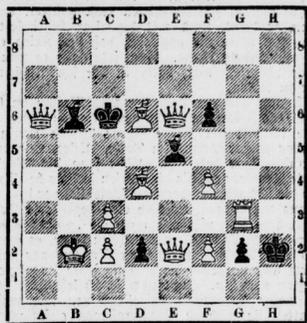
Guer Otto.

Schach.

Verarbeitet von Max Weiß.
Aufgabe Nr. 2152.

„Die dicke Berta“.

(Ein Scherz.)
Die „Dicke Berta“ ist so stark, daß zu ihrer bildlichen Darstellung (s. unten)
bekanntlich nicht auf Rädern) zwei Aufgaben sind nötig.



Sie besteht aus dem Kanonenrohr, welches von J. E. M. Soares konstruiert,
wie alle Kanonenrohre — verschleißbar ist. Eingemüht gefertigt ergibt es
einen Scherzger.

Endlich geht zu dieser Raune die bereits richtig geschickte, ebenfalls
von J. E. M. Soares erdachte Raune — ein Zwischspiel. Max und Morris
spielen längst miteinander eine Schachpartie. Beide sind in diesem
schönsten aller Kriegsspiele nur sehr wenig bewandert, besonders
Morris, weshalb er mangels eigener Kenntnisse alle Züge seines
Freundes Max, der die weißen Steine und infolgedessen den Anzug
hat, genau nachmacht. Die Eröffnung war eine höchst einseitige
und fetter von ihnen istlag einen einseitigen Spiel. Beide nachten
an nichts Gutes und an nichts Böses; siehe, da ereignete sich plötz-
lich etwas ganz Eigenartiges, wie sie veranlaßt, das Spiel als
Remis abzubrechen und die erreichte Stellung aufzusehen. Die
32 Schachsteine bildeten nämlich nach nicht allzuvielen Zügen auf
dem Brette ein regelrechtes Gitternetz. Die Frage, welche
mit an unsere Freunde richten, lautet nun folgendermaßen: Wie
sah jenes Gitternetz aus und wie viele Züge (mindestens)
waren nötig, um aus normaler Anfangsstellung diese Figur herbei-
zuführen?

Literarisches.

Zwei neue Kriegsspiele: 1. „Freischach“ mit neuartiger
Bauentwurfslage und Vermeidung einseitiger Eröffnungszüge;
2. „Mat“, Kartenspiel zu zweien oder Zufall. Von D. Casellen.
Berlag S. Bedewitz Nachfolger. Preis 30 Pf.

Der schillerndste, am weitesten am weitesten vertriebensten
sonstlichen Schachspiels reist sich hier eine weitere, zweifelslos
originelle und interessante Novität an. Ihr Autor will den Schach-
freunden eine nabeleisende, aber doch bisher noch unbenutzt ge-
liebte Neuerung vorlegen, welche am Zuseher und an den
meisten Regeln des Schachs nichts ändert, nur daß sie eine mannig-
faltigen Bauentwurfslage gestattet und dadurch von vornherein
den Reiztum der Kombination bedeutend vermehrt. Dadurch soll
die von Jahr zu Jahr wachsende Eintönigkeit der Eröffnungen
radikal beseitigt werden. Wir sind nicht berechtigt, die über-
zählenden und zu ganz eigenartigen Ergebnissen führenden Grund-
züge des „Barockschachs“ — das nebenbei unserer geistigen Ein-
bildung genügt ist — auszulassen, können aber auf Grund
eigener Beobachtung behaupten, daß es sehr reizvoll und daher
wohl erlernbar ist. — Ueber das „Mat“ werden gewiegte
Kartenspieler in letzter Silianz zu entscheiden haben.

Preis-Rätsel.

Logograph.

Sch beim Schelbstaus
W die Kopf und Hand
Er in der Supp, Janggen
Vf wie auf faulen Bögen.

Auflösung des Homonymys aus Nr. 12:
Der Weise. — Die Weife.

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:
Aus Halle: Ernst Zuchold, Gertrud Krebmann, Eva
Krimmich, Gertrud Boigt, A. Meisel, Werner Geiß, A. Müller,
G. Manders, Werner Dohis, Gullian Gerwinde, Rudolf Kästch,
Grete Hebe, Nina Dauch, Werner Kirken, Emil Berger, M. Zemisch,
Margarete Pissage, Minna Kießer, Herbert Lehner, Johanna
Krauß.

Auswärtige: A. Teppoh-Stadfurt, Frau M. Handke-
Wertheim, A. Rauch-Leuchner, Karl Brandt-Wagelberg, Frau A.
Rothold-Wertheim.

Preis erhielt Ernst Zuchold hier, und zwar:

„Läuschen un Rimalm“
von Fritz Reuter
und A. Teppoh aus Stadfurt, und zwar:
„Die Hosen das Karnn von Bradow“
von Wilhelm Meigs.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis
spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle ab-
gegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung“ tragen und mit ge-
nauer Adresse versehen sein.